

«Ich kenne die Angst vor leerem Papier nicht»

Er ist einer der Doyens der Deutschschweizer Literatur. Mit Romanen wie «Der Geliebte der Mutter» und Theaterstücken wie «Top Dogs» ist er weit über die Schriftstellerszene hinaus bekannt geworden. Und Urs Widmer hat auch mit 73 Jahren noch lange nicht ausgeschrieben.

Von Martin Hauzenberger, mit Bildern von Gerry Ebner

Urs Widmer, Ihr neuester Roman «Herr Adamson» beginnt mit dem Satz: «Gestern bin ich 94 Jahre alt geworden.» Und er beschäftigt sich intensiv mit dem Tod. Sie haben offenbar keine Angst, sich mit dem Älterwerden und dem Tod auseinanderzusetzen. Nein, Angst hab ich wenig. Ich habe Angst, dass meine Lieben sterben könnten. Aber ein hammerstarkes Thema ist der Tod natürlich, weil er das grosse Geheimnis ist. Die artistische Herausforderung bei diesem Roman war: Wie macht man das, seinen eigenen Tod so zu beschreiben, dass es glaubhaft ist? Und das ist mir, glaube ich, gar nicht so übel gelungen.

Der Tod und das Älterwerden kommen in vielen Ihrer Bücher vor. Dass man sich literarisch damit beschäftigt – hilft das bei der Bewältigung der Problematik im eigenen Leben? Ja.

Allerdings betreibe ich das nicht aus selbsttherapeutischen Gründen. Aber in der Tat: Literatur setzt sich sehr oft mit dem Tod auseinander, aus verschiedenen Motiven. Ein Hauptmotiv ist natürlich, den Tod zu bannen. Es gibt den nicht nur mir eigenen Aberglauben bei Schriftstellern, dass man, solange man an einem Buch schreibt, nicht sterben kann. Das Buch muss ja fertig werden. Also ist das eigentliche Problem dann, das Buch abzuschliessen. Das war natürlich doppelt schwierig beim Erzähler in «Herr Adamson», der mit dem letzten Wort stirbt. Er

ist eine Ich-Figur, die mir doch verteuflert gleichet. Gleichzeitig handle ich mir durch einen listigen Trick noch ziemlich viele Jahre ein, indem ich im Zeitpunkt meines Todes im Jahre 2032 eben 94 bin – und jetzt bin ich 73.

Sie hatten einen grossen Kollegen, Elias Canetti, der fast Ihr Nachbar war und sinn-gemäss gesagt hat, der Tod sei die monströseste Ungerechtigkeit. Ich sah ihn immer an meinem Haus vorbeischlurven, wenn er nebenan ins Café ging, und hab ihn freundlich gegrüsst, und er hat höflich

zurückgegrüsst. Viel enger war der Kontakt nicht. Er war wirklich der grosse Meister im Tod-Bannen, und eine Zeit lang sah es so aus, als würde ihm das gelingen. Dann ist er aber eben doch gescheitert, wie es so geht.

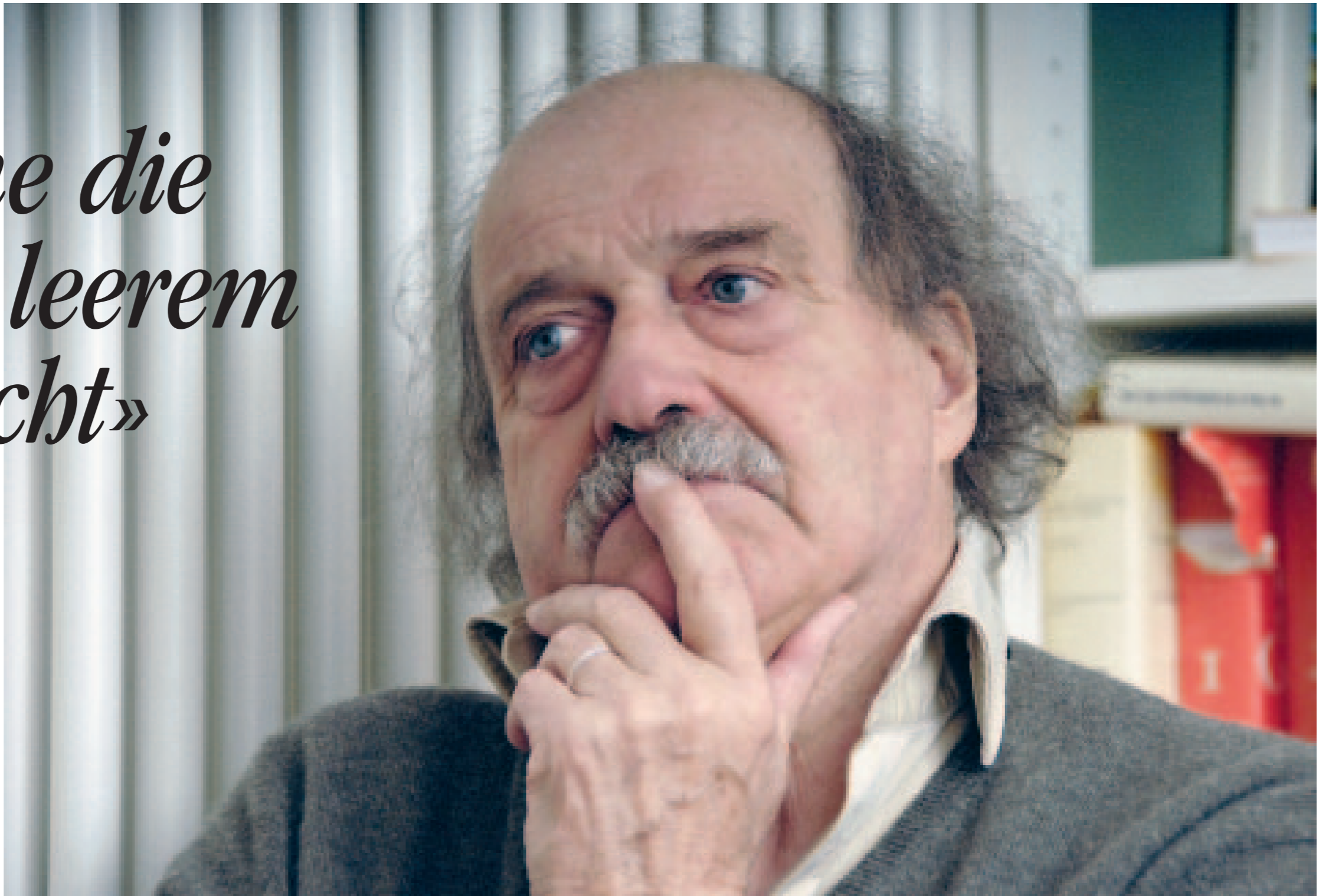
Da war er ja nicht der Einzige, der daran gescheitert ist. Ja. Wir alle nehmen am in jeder Generation neu unternommenen Versuch teil, unsterblich zu werden. Es kann sein, dass es just uns beiden gelingt. Oder einem von uns – oder einem anderen, der da draussen vorbeigeht.

Beim Älterwerden gibt es viele Nachteile, die wir alle kennen. Was sind für Sie die Vorteile, wenn man langsam in die Jahre kommt? Es gibt tatsächlich spürbare Vorteile. Ich bin wesentlich gelassener, ich lasse mich nicht so leicht aus der Ruhe bringen oder ins Bockshorn jagen. Ich habe – beruflich gesehen – einen gewissen Reichtum des Herzens erreicht, wo mir nicht mehr so viel passieren kann. Ich weiss, wie der Hase läuft. Und das alles gibt in der Summe ein gutes Gefühl. Trotzdem gibt es natürlich auch Nachteile, über die wir besser nicht reden.

Und das Schreiben – fällt das leichter oder schwerer? Ich kenne die Angst vor dem leeren Papier nicht. Das Schreiben fällt mir heute wahrscheinlich sogar leichter, wobei sich gleichzeitig die möglichen beschreibbaren Sachen immer mehr einengen wie auf einen Trichter hin. So lande ich immer mehr bei autobiografischem Material – was mir nicht recht ist.

Durch Ihre vielen autobiografischen Erzählungen, in denen Sie Wahrheit und Fiktion

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 30



virtuos vermischen, haben Sie die Deutungshoheit über Ihre Biografie behalten. Man weiss wenig über Ihr Privatleben, obwohl Sie oft von sich schreiben. Das ist richtig, ich baue schreibend ein Parallelleben auf, das meinem eigentlichen relativ nahe ist, aber eben überhaupt nicht deckungsgleich. Und hinter diesem Parallelleben verberge ich mich mit grösster Fröhlichkeit. Tatsächlich bin ich überhaupt nicht interessiert an Homestories oder intimen Geständnissen im Massstab 1:1. Hier in meinem Arbeitszimmer sind Journalisten sehr willkommen, in meiner Wohnung war überhaupt noch nie einer.

Und auch sonst weiss man nichts über Ihr Privatleben. Verheiratet, eine Tochter, eine Enkelin.

Die Tochter heisst aber nicht Noëmi wie in «Herr Adamson» oder Mara wie in «Der blaue Siphon»? Sie heisst nicht Noëmi und auch nicht Mara, aber die Mara war ein relativ präzises Porträt meiner Tochter.

Und wir dürfen alle zu Interpretieren werden, was wahr und was gut erfunden sein könnte. Genau.

In Zeitungen und Fachzeitschriften wird jeweils viel über Ihre Bücher geschrieben. Lesen Sie die Kritiken? Natürlich lese ich sie. Aber gleichzeitig reagiere ich da verhältnismässig gelassen. Angegriffen oder kritisiert zu werden, ist das eine Problem. Aber ich werde relativ häufig sozusagen unqualifiziert gelobt. Ich merke, dass der Kritiker – freundlich gesagt – einfach den Klappentext variiert und das Buch vermutlich mit dem Fingernagel angeschaut hat.

Bekommen Sie auch viele Reaktionen von Leserinnen und Lesern? Das kommt natürlich vor, und das freut mich auch. Ich werde nicht überschwemmt damit, aber ich habe in der Zwischenzeit tatsächlich eine stattliche Fangemeinde. Das ist natürlich nicht von Übel. Die Lesungen sind ja auch gut besucht.

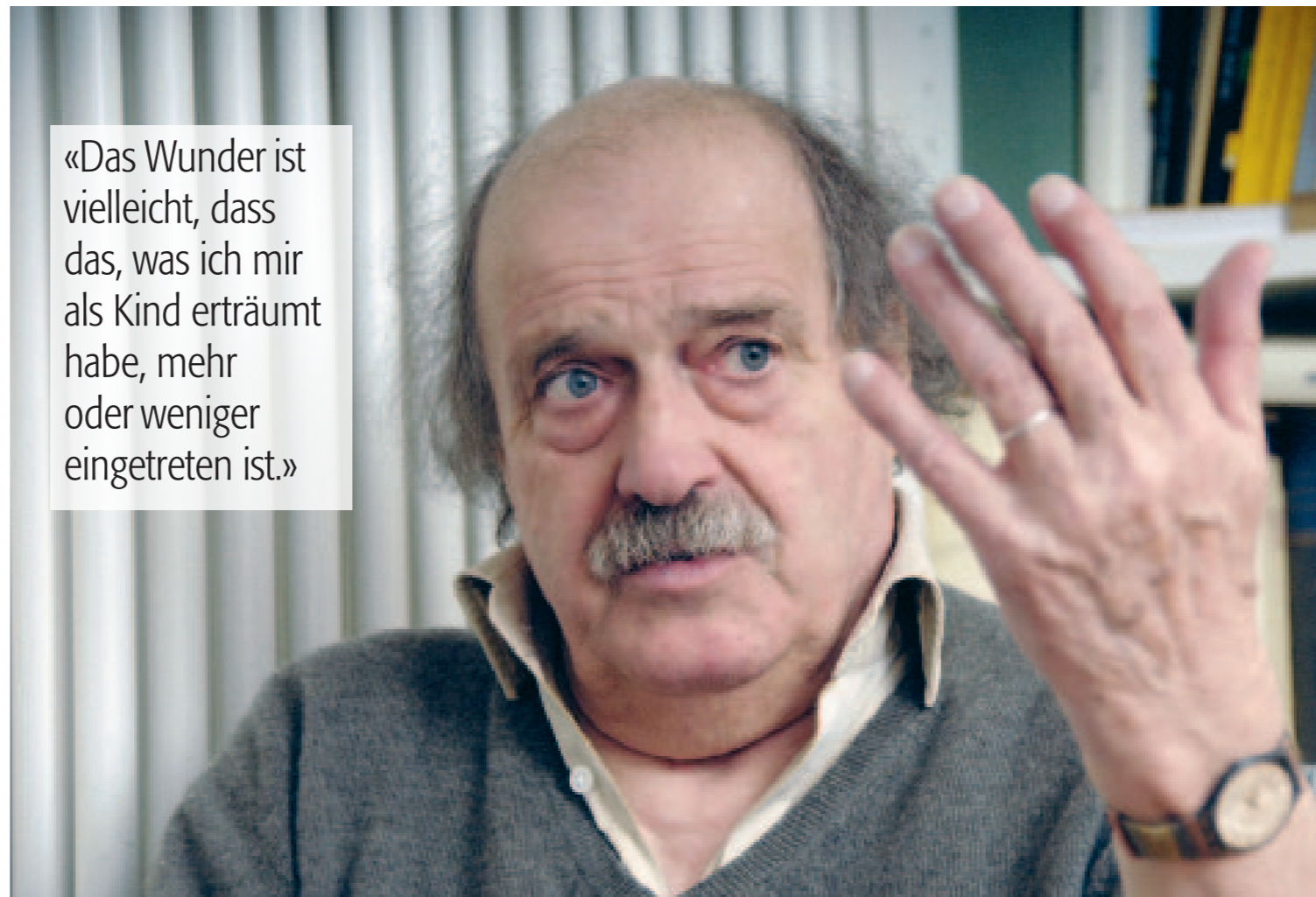
Ihre Vermischung von Realität und Fiktion kann ein riskantes Spiel sein. So hat man in Ihrem Roman «Der Geliebte der Mutter» vor allem über den Dirigenten Paul Sacher als reale Vorlage spekuliert und darob fast den Roman vergessen. Das ist ja auch ein besonderes Buch. Da wusste ich einfach, dass das Leben mir eine Story geliefert hatte, die ich einmal aufschreiben musste und die ich nicht verhaun durfte.

Deshalb habe ich auf dieses Buch jahrelang gewartet. Zudem konnte ich es erst schreiben, als alle Beteiligten tot waren. Und der männliche Held der Geschichte, dessen Namen ich nie sage und der im Buch Edwin heisst, der wurde sehr alt. Der erste Satz des Buches war mir schon früh klar: «Heute ist der Geliebte meiner Mutter gestorben.» Und den konnte ich nicht schreiben, bevor er gestorben war. Ich habe in diesem Buch aber wirklich versucht, ganz nahe am tragischen, aber nicht nur tragischen Leben meiner Mutter zu bleiben. Insofern ist dieses Buch ein Spezialfall. Trotzdem ist es nach den Regeln eines Romans geschrieben und nicht nach denen eines Tatsachenberichts.

Wenn man Ihre Biografie liest, lebten Sie immer mit Büchern – als Student, Doktorand, Lektor und Schriftsteller. Kam ein anderer Beruf für Sie gar nicht infrage? Ich bin in einem Haus mit Büchern gross geworden, es gab überhaupt nichts anderes. Unsere Wände bestanden so sehr aus Büchern, dass man dachte, das Dach stehe darauf. Das Wunder ist eher, dass ich nie rebelliert habe gegen die Welt der Bücher, die die Welt des Vaters war. Ich habe meine Vaterkonflikte offenbar anders ausgetragen. So gesehen war ich früh entschlossen, in diese Richtung zu gehen. Das Wunder ist vielleicht, dass das, was ich mir erträumt habe, mehr oder weniger eingetreten ist.

Wer waren Ihre Lieblingsschriftsteller, als Sie die Bücher entdeckten? Karl May. Aber das geht vorüber – eine schöne Krankheit. Zudem hat man irgendwann alle gelesen. Ich habe sehr, sehr viel gelesen in den Pubertätsjahren bis Anfang meiner Zwanzigerjahre. Da habe ich mir meine Bildung angelesen – falls das eine Bildung ist, ich komme mir nicht so gebildet vor. Ich habe buchstäblich alles verschlungen, was verschlingbar war, auch «Krieg und Frieden» und «Don Quijote», also durchaus auch das, was man anspruchsvoll nennt – aber querbeet. Natürlich haben sich dann ein paar Autoren rauskristallisiert – viel, viel später –, die mir besonders nahe waren: Kafka zweifellos, Gottfried Keller, weil ich Schweizer bin (*lacht*) – nein, «Der grüne Heinrich» ist ein Meisterwerk –, Robert Walser. Und Joseph Conrad.

Und wer sind heute Ihre Lieblingsautoren? Ich verfolge – allerdings unsystematisch – auch heute, was geschrieben wird. Da



«Das Wunder ist vielleicht, dass das, was ich mir als Kind erträumt habe, mehr oder weniger eingetreten ist.»

gibt es schon ein paar deutschsprachige Lieblinge. Eine grosse Rolle hat für mich Hans Carl Artmann gespielt, der vor etwa zehn Jahren gestorben ist und mir ein richtiger Freund war. Er war auch literarisch sehr wichtig für mich und hat mich in meinen Anfängen insofern gefördert, als er mich ganz selbstverständlich als Kollegen behandelte. Das ist sehr angenehm für einen Debütanten. Dann gleichaltrige Freunde wie der leider verstorbene Gert Jonke oder der viel zu unbekannte Klaus Hoffer, der mit dem Roman «Bei den Bieresch» ein Meisterwerk geschrieben hat. Das kennt keine Sau, obwohl es bei S. Fischer erschienen ist und viel Lob fand. Es ist ein grossartiges Buch.

Ihre Generation von Schriftstellern wurde von der Kritik immer als die Nachkommen von Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt gehandelt... .. wir sind die Nachkommen von Frisch und Dürrenmatt, nur, was hilft uns das?

Und wer sind Ihre Nachkommen, die Sie besonders schätzen? Es gibt natürlich eine nächste Generation, und ich lese die

auch. Jetzt hab ich gerade das Buch von Sibylle Lewitscharoff gelesen, «Blumenberg», es gefällt mir ausserordentlich gut. Umgekehrt ist es im Alter nicht so einfach, sich umzudrehen und die hintendran Gehenden genau zu beobachten. Da weiss ich nicht so wahnsinnig Bescheid.

Der Literaturbetrieb hat sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten ja unglaublich gewandelt. Wie stellt sich für Sie selbst diese

neue Situation dar? Das ist mein Vorteil des Alters – und auch der Vorteil meiner literarischen Sozialisation: Mein Vater war ja schon ein Mann des Buches. Er war Übersetzer und Literaturkritiker. Und er hat sozusagen alle Fehler gemacht, die man machen kann – auch stellvertretend für mich. Ich kannte den Literaturbetrieb beinahe schon als Baby. So gesehen kriege ich auch heute nicht zitterige Knie, wenn ein Redakteur der «Frankfurter Allgemeinen» an mir vor-

beiläuft. Das hilft natürlich. Und die E-Books werden mich auch nicht umbringen.

Und Sie hatten als Suhrkamp-Lektor Kontakt mit diesen Leuten aus der Literaturszene, schon bevor Sie als Schriftsteller bekannt wurden. Das war ja damals noch mein süsses Geheimnis, dass ich schrieb. Aber ich war branchenbekannt. Ich hatte auch viele Rezensionen geschrieben, war schon Lektor im Oltener Walter-Verlag gewesen. Aber die Suhrkamp-Zeit war besonders wichtig – vor allem, weil sie mich überhaupt nach Frankfurt brachte und weil ich bei Suhrkamp auf einen Schlag die ganze Nomenklatura der Dichtung kennenlernte.

Auch die andere Kultur interessiert Sie sehr. Die Musik hat in Ihrem Werk deutliche Spuren hinterlassen – nicht zuletzt in «Der Geliebte der Mutter». Die bildende Kunst auch, Sie schrieben etwa ein Buch mit Geschichten zu Bildern des Malers Valentin Lustig. Spielten Musik und Kunst schon in Ihrem Elternhaus eine Rolle? Ja, ich bin da wirklich ein Glückspilz. Das war mir als Kind überhaupt nicht bewusst. Aber es hat mir sehr geholfen. Die Musik war sehr präsent durch die Welt meiner Mutter, aber mein Vater war eigentlich der «Musikomane». Der spielte sechzehn Stunden am Tag – falls der Tag so viele Stunden hat – Schallplatten. Ununterbrochen, zum Wahnsinnigwerden, aber natürlich auch bereichernd. Ich hab mit vier Jahren Beethoven gepfiffen, weil ich gar nichts anderes hörte.

Und wenn wir einmal die kulturellen Themen weglassen: Was gibt es bei Ihnen ausserdem noch für weitere Hobbys? Ich war nie der

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 33

Inserat

Obersportler, aber ich habe mich immer gerne bewegt und tue das heute noch. Jetzt bin ich aufs Spazieren zurückgeworfen, man kanns nicht mal mehr Wandern nennen. Ich bin früher auch leidenschaftlich Ski gefahren. Das kann ich einfach nicht mehr – erstens wegen der Knochen und zweitens wegen der Pumpe. Ich fahre eine Kurve, und dann muss ich ganz lang die schöne Landschaft anschauen, bis ich wieder bei Atem bin. Das gilt auch fürs Bergsteigen. Ich bin viel auf namenlose – oft auch namensvolle – Höger gestiegen. Der Piz Palü war meine Spitzenleistung. Heute ist der Palü zum Dolder geschrumpft.

«Ich bin früher gerne auf Berge gestiegen. Heute ist der Piz Palü zum Dolder geschrumpft.»

In «Der blaue Siphon» haben Sie den wunderbaren Fallrückzieher des Schweizer Fussballers Jacky Fatton beschrieben, den Sie in Ihrer Jugendzeit gesehen haben. Schauen Sie immer noch Fussball? Ins Stadion gehe ich nicht mehr, nicht nur, weil die ganze Szene so furchtbar ist. Das ist mir entschunden. Wichtige Spiele schaue ich im Fernsehen. Aber ich bin nicht ein glühender Fan. Ich war selbst als jugendlicher nicht eigentlich Fan eines Klubs, aber die Schweizer Nationalmannschaft war schon sehr faszinierend. Ich habe das 4:1 der Schweiz gegen Italien in Basel an der Weltmeisterschaft 1954 gesehen. Das war schon was!

Ein Basler in Zürich: In Basel gibt es mehr als in jeder anderen Schweizer Stadt auch im Alltag viel Ironie und freche Sprüche. Hat dies Ihren witzigen, ironischen Schreibstil beeinflusst? Ich kenne dieses Spiel der Basler Sprüche gegen die Zürcher natürlich.

Das ist der Neid des Kleinen. Das Witzige an diesem Spiel ist, dass die Zürcher es gar nicht bemerken. Ich habe das nie mitgemacht. Ich habe Zürich immer gern gehabt, und als es darum ging, Frankfurt zu verlassen, haben wir ganz selbstverständlich Zürich gewählt und nicht Basel.

Aber die Grundschulung an Ironie und Witz hat schon mit Basel zu tun? Die hat mit meinen Genen zu tun beziehungsweise mit dem manchmal unerträglichen Vorbild meines Vaters. Er machte buchstäblich sämtliche Kalauer, die es je gegeben hat. Es war verheerend. Aber das guckt man sich natürlich ab. Gnadenlos hat man sich gegenseitig «geschult». Ich bin manchmal auch unerträglich für meine Familie. Andererseits ist meine Tochter meine würdige Erbin im Kalauern.

In Ihren Büchern wird viel und weit gereist. Wie kommen Sie zu Ihren Informationen? Auf Reisen? Oder in Büchern wie einst Karl May?

Ich bin nicht Bruce Chatwin, der überall hingereist ist, und auch nicht Kapuscinski. Aber in jungen Jahren bin ich relativ viel gereist. Damals, als ich 16 bis 25 Jahre alt war, war Europa noch grösser. Ich war oft in Griechenland – das war damals, wie wenn man heute nach Kathmandu geht. Schwerpunkt meiner Reisen war überhaupt der Süden: Italien, Südfrankreich, Griechenland. Sehr viel und sehr intensiv, aber das war etwas ganz anderes, als man heute unter grossen Reisen versteht. Einiges habe ich natürlich auch Karl-May-mässig aus Büchern oder Filmen gelernt.

Als Sie für dieses Interview zugesagt haben, haben Sie mir gesagt: Früher hat man mich immer zur Schweiz befragt, und jetzt befragt man mich immer zum Alter. Wenn ich Sie jetzt noch zur Schweiz befragen würde, was würden Sie dann sagen? Dann würde ich, glaube ich, sagen: Fragen Sie mich doch lieber zum Alter.

Ein ernsthafter Schriftsteller mit Witz und Humor

Als Lektor und Rezensent tauchte der am 21. Mai 1938 in Basel geborene Urs Widmer erstmals in der Kulturszene auf. Er hatte in Basel, Montpellier und Paris Germanistik, Romanistik und Geschichte studiert und arbeitete zunächst als Lektor beim Walter-Verlag in Olten, anschliessend beim Suhrkamp-Verlag in Frankfurt am Main – bei beiden kündigte er aus Protest gegen die Verlagspolitik. Seit 1967 ist er freier Schriftsteller, bis 1984 in Frankfurt, seither in Zürich.

Widmer hat eine lange Reihe von Erzählungen und Romanen geschrieben, dazu viele Theaterstücke, Hörspiele und Essays. Auch als Kolumnist in Zeitungen und Magazinen und als Übersetzer hat er sich einen Namen gemacht. Sein Werk wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.